



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Pariser Brief: die Journalisten.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

(das nebenbei den Vorzug ungewöhnlicher Billigkeit hat) macht einen durchaus wohlthuenden Eindruck und sollte in keiner Frauenbibliothek fehlen. — Zwei vortreffliche Portraits, die heilige Elisabeth und die Königin Louise von Preußen, verzieren die Sammlung. —

Norddeutsche Freiheits- und Heldenkämpfe. Zur Kenntniß deutschen Lebens und zur Beförderung vaterländischen Sinnes bei Jung und Alt. Von J. G. Kräger. 1. Thl. Leipzig, Brandstetter. —

Der Zweck ist löblich, die Ausführung wenigstens im ganzen gelungen. Unser Interesse für die norddeutsche Bildung geht freilich nicht soweit, daß wir ihr eine abgesonderte historische Darstellung wünschten; aber in der Form von Skizzen auf die eigenthümliche Volksgeschichte des niedersächsischen Stammes aufmerksam zu machen, die man bei den herkömmlichen Kaiser- und Reichs-historien zu vernachlässigen pflegt, kann die Vaterlandsliebe nur fördern. Aus der Zeit des frühen Mittelalters hätte sich der Herausgeber manches, was in die allgemeine Geschichte gehört, ersparen können; destomehr befriedigt die Auswahl in den spätern Partien, namentlich die Zusammenstellung der Freiheitskämpfe des Landvolks gegen Fürsten und Städte. In der stilistischen Behandlung hätten wir mehr Einheit gewünscht; an sich ist gegen die Benutzung anderweitiger Geschichtschreiber nichts einzuwenden, aber der Bearbeiter muß auch das Fremdartige in die Farbe seiner eignen Auffassung zu tauchen verstehen. —

Pariser Brief: die Journalisten.

Vor einigen Jahren, wenn es sämmtlichen Feuilletonisten von Paris eingefallen wäre, den guten Franzosen einzureden, daß der Himmel grün ist und die Bäume blau, sie hätten ihre Phantasie durchgesetzt. Der Bourgeois von Paris hätte ganz verwundert über die neue Entdeckung zum Fenster hinausgeguckt, er hätte sich wol einen Augenblick erlaubt, zweifelnd den Kopf zu schütteln, aber seine Widerspenstigkeit würde nicht von langer Dauer gewesen sein, er hätte sich gefügt und den grünen Himmel und die blauen Bäume hingenommen wie viele andere Paradora auch. Die geistreiche Presse hat seinem ästhetischen Gefühle nicht geringere Ungeheuerlichkeiten aufzudringen gewußt. Das war eine schöne Zeit, wo die Presse noch eine wirkliche, vor allem eine moralische Macht bildete, wo das Publicum im paradiesischen Zustande naiver Gläubigkeit sich befand und noch nicht vom Baume der Erkenntniß gegessen hatte. Die französische Schriftstellerei war noch nicht Industrie geworden, es war noch

ein Priesterthum, bei dem man nur durch Beruf und durch Talent Aufnahme bekam. Die Gesellschaft war damals, in den letzten Jahren der Restauration und in den ersten Jahren nach der Julirevolution, weniger materiell. Die französische Intelligenz stand den freiheitlichen Interessen zur Seite, der Glaube an das Schöne war noch nicht erschüttert und in der Politik wie in der Literatur herrschte jene innige Gewaltigkeit des Lebens, welche eine starke Ueberzeugung allein zu verleihen im Stande ist. Man kämpfte für ein Regierungssystem nicht mit mehr Leidenschaft als für eine Richtung in der Literatur oder in der Kunst. Alle Regionen der französischen Intelligenz waren von jugendlichem Feuer durchdrungen. Man hatte eine Fahne in der Politik wie in der Literatur. Da begann das bekannte Corruptionsystem, das allmählig die herrschenden Classen angefressen. Die Jugend sah mit Entsetzen nach und nach ihre angebeteten Größen in den Schlamm versinken. Die Großen zogen die Kleinen nach sich, die Presse wurde wie in der Politik als Vorstube eines Ministeriums, in der Kritik oder in der Literatur als Mittel zu leichtermorbenen Reichthümern betrachtet. Man sah nur die außerordentlichen Erfolge jener Schriftsteller vor sich, und da diese ihr Glück nicht eben den gelungensten Schöpfungen ihres Geistes, nicht grade ihrer nachahmungswerthen Seite zu verdanken hatten, so wurde dieser am meisten nachgestrebt. Die letztjährigen Revolutionen und Contrerevolutionen haben nichts dazu beigetragen, die federführende Classe zu ihrer würdevollen Stellung von ehemals zurückzurufen, denn im Rausche der Bewegung haben sich die Schwachgestimmten weiterreißen lassen, als es ihre Ueberzeugung erlauben sollte, und sie rächten ihre eigne Charakterlosigkeit durch um so auffallendere Rückfälle während der Zeit der Reaction. Die Blutlosigkeit der Republik, die Abwesenheit alles Terrorismus während derselben, dies führte ihnen später ihre ganze Erbärmlichkeit zu Gemüthe und sie wollten sich in ihren eignen Augen durch Andichtungen jeder Art entschuldigen und zugleich ihr neues Renegatenthum durch retrospective Lügen beschönigen. Die Journalistik ist aber seit der Julirevolution die vorherrschende Thätigkeit des französischen Schriftstellerthums in einem Maße geworden, daß auch die Literatur und alles was mit dieser zusammenhängt, vorzüglich aber die Kritik in denselben Strudel des Verderbnisses gerissen wurde. Sowie die materialistische Skepsis in der Politik jeden Abfall erklärt, so macht die ebenso materialistische Gleichgiltigkeit in Literatur- und Kunstfachen den Leichtsin, die Gewissenlosigkeit und die Niederlichkeit begreiflich, mit der im allgemeinen die Kritik in Frankreich gehandhabt wird. Ich mag nicht in Abrede stellen, daß auch vordem die Kritik, das sogenannte Feuilleton, oft mit Parteilichkeit geleitet wurde. Es war aber eine Parteilichkeit, welche einen großen Grundsatz im Schilde führte. Wenn V. Hugos Werken z. B. von seinen Anhängern oft eine unbedingte Bewunderung gezollt wurde, die sie nie verdient hätten,

so verbarg sich hinter dieser Extase der Abscheu vor dem verüßlichen Wesen Racines, mit seinen Hoffiguren, welche griechische Helden darstellen sollten. Wenn wieder die Vertheidiger der classischen Schule uns haarsträubende Geschichten von dem Unwesen der jungen Romantiker erzählten, so waren diese Repressalien gemildert durch den Gedanken, daß jene Anhänger in Racine mit Recht die Meisterhaftigkeit der Sprache und der Form ihren Gegnern entgegenhielten, die von diesen mit zuviel sans façon behandelt worden war und noch wird. Der Kampf war von beiden Seiten ein gerechtfertigter, weil beide Parteien durch eine große Leidenschaft getrieben wurden. Beide hatten einen literarischen Glauben, beide fühlten lebhaftes Interesse für die Kunst und alles, was in ihren Kreis gehört. Auf dem Gebiete der bildenden Künste machten sich dieselben Erscheinungen bemerklich: die Coloristen standen den Anbetern der Linie mit ebensoviel Feuer wie die Romantiker den Classikern gegenüber. In der Musik wäre auch ähnliches nachzuweisen und wir dürfen in dieser Beziehung nur an die Bewegung erinnern, die Berlioz erste Schöpfungen hervorgerufen hatten. Es war allenthalben heißblutiges Leben in der künstlerischen wie in der literarischen Welt und die Feuilletonisten waren auf der Höhe ihrer Aufgabe als Vermittler zwischen dem gebildeten Publicum und jenen productiven Geistern in der Literatur wie in der Kunst.

Diese und ähnliche Betrachtungen habe ich oft angestellt, bei der handwerksmäßigen Weise unserer heutigen Kritik und bei den vielen Skandalen, welche dem Eingeweihten hier jeden Tag begegnen. Der Leser erwarte von mir keine skandalösen Enthüllungen, ich überlasse diese Arbeit gern literarischen Herkuleessen, welche den Muth, und einen genug starken Besen haben, den Augiasstall der heutigen Feuilletons zu säubern. Ich glaube auch nicht, daß man der Literatur einen guten Dienst erweist, wenn man in diesem Düngerhaufen herumwühlt. Der Philister verdient die Schadenfreude nicht, die ihm diese Herabwürdigung wenn auch falscher Jünger der Geistesaristokratie verursacht. Die Spießbürger finden es ebenso natürlich, von den Literaten alle Tugenden beanspruchen zu dürfen, wie die Diplomaten von den Liberalen — sie sind naiv genug, Eigennuz und andere menschliche Schwächen als ausschließliches Privilegium in Anspruch zu nehmen. Ich werde mich also jeder Anekdote hier enthalten, obgleich die erbaulichsten zu meiner Verfügung ständen — ich will mich nur ans Allgemeine halten, um zu zeigen, wie alle höheren Interessen solidarisch verbunden sind und daß in einem Lande mit einem Regime, mit einer Gesellschaft wie die jezige in Frankreich auch die Literatur und die Kritik in einem erbärmlichen Zustande sein müssen. Die Schwächen der Gesellschaft sind allerdings niemals mit mehr Consequenz ausgebeutet worden als jetzt. Die Franzosen, namentlich alles was zur Presse gehört, fühlen sich oft noch von einer neuen Maßregel überrascht und sie recken die Hände wie ein gefesselter Niese;

aber es ist nichts weiter und bleibt beim Alten, weil das andere Gefühl, daß es doch so gut zum Ganzen passe, vorherrschend wird. Die jüngst erwähnte Verletzung der gesammten kritischen Presse durch den Staatsminister wäre von keiner andern Regierung gewagt worden, und doch hat Herr Fould seinen Willen durchgesetzt, ohne daß die Feuilletonisten es über den Anlauf zu einem Versuche von Protestation hinausgebracht hätten. Die französische Presse ist so herabgekommen, daß sie sogar in ihrer unverwundlichsten Seite, im Corporationswesen, gebrochen ist. Die Socialisten bildeten sonst eine festgegliederte Körperschaft, deren Angehörige alle für einen standen und fielen. Ich will die vielen und großen Nachtheile eines solchen Zustandes nicht verkennen, aber es muß zugegeben werden, daß das Zusammenhalten der Schriftsteller, wenn in irgendeinem Falle, Regierungsübergrißen gegenüber am gehörigen Plage sei. Die Redactionen aber hängen, wie ich unlängst bemerkt habe, von industriell-gefinnten Actionären und die Schriftsteller von ihrer eignen Schwäche ab. Die Presse ließ Herr Fould gewähren, sie widersetzte sich nicht, sie wahrte ihre Unabhängigkeit nicht, sie nahm die Capitulationsbedingungen, die das Staatsministerium vorschlug, ohne weiteres an. Mit dieser Annahme wurde zugleich auch jede freie Stellung der Kritik der kaiserlichen Akademie gegenüber aufgegeben, denn wer A sagt muß auch B sagen; wie erschüttert das Ansehen der kritischen Journalistik ist, wie gelockert das Band, das die Schriftsteller oft zum Guten zusammenhielt, geht auch aus dem Umstande hervor, daß sie auf ihre innere Jurisdiction, die sich bisher als Ehrengericht oft vortheilhaft an den Tag legte, ganz verzichtet hat. Es ist in jüngster Zeit geschehen, daß ein Feuilletonist der verabscheuungswerthesten Käuflichkeit überwiesen wurde, ohne daß das verletzte Ehrgefühl der Kritiker den Ausschluß dieses unwürdigen Mitgliedes auch nur versucht hätte. In einem Lande wie Deutschland, wo die Literatur demokratisirt ist, wo eigentlich gar keine Gemeinschaftlichkeit herrscht, hätte das gar nichts zu bedeuten. Hier aber fühlen sich die Schriftsteller als Gemeinschaft und zu jeder andern Zeit würde sich ihr Verdict geltend gemacht haben. Man ist eben gegen die Kunst gleichgiltiger geworden, und so kümmert man sich auch wenig darum, welche Motive bei der Kritik die Feder führen. Bei dem jetzigen Zustande von Miasma ist es vielmehr zu verwundern, daß nicht noch häufigere Fälle von Bestechlichkeit vorkommen als ohnehin schon nachgewiesen werden. Die Charakterlosigkeit braucht bei den häufigsten Gelegenheiten nicht erst bezahlt zu werden, sie ist vorhanden, sie wird von dem Mangel an Interesse für das, was man als Priesterthum betrachten sollte, bedingt und sie wird vergrößert durch das gesunkene Ansehen der heutigen französischen Kritik. Theils durch diese Leichtfertigkeit, theils durch angebornes Wohlwollen, endlich in Folge der von Alters gewohnten Anpreisung der französischen Kritik ist das Publicum so mißtrauisch gegen die Presse geworden, daß man einen Feuilleton

in der Regel nicht mehr Glauben schenkt als einem Theaterzettel oder einem Parfümerieprogramme. Richtiger gesagt lassen sich nur die Gimpel noch anführen, deren beneidenswertes Loos es auf Erden ist, unter allen Verhältnissen angeführt zu werden. So ein Feuilletonist mag sich nun oft denken daß das Publicum längst Baumwolle in den Ohren habe gegen die verführerische Stimme der Feuilletonfrenen und er sündigt auf diesen Talisman hin mit um so größerer Behaglichkeit los als ihm diese Sünden häufig auf die verschiedenste Weise verfüßt werden. Es gibt Kritiker, die sich einreden, ironisch zu loben, und es ist unter den Eingeweiheten im Publicum in der Wirklichkeit herkömmlich geworden, einen Autor, oder einen Künstler, der nicht als Genie angepriesen wird, für einen Stümper zu halten, ohne daß zugleich ausgemacht wäre, er sei keiner, wenn er vom Feuilleton als Genius proclamirt wird.

Ein anderer Beweis der Gesunkenheit des modernen Feuilletons ist, daß die Verschiedenheit der literarischen Farbe beinahe verschwunden ist — die Kritik ist einer fast allgemein gewordenen Monochromie verfallen, die sich wieder nur aus der künstlerischen Gleichgiltigkeit erklären läßt, die ich als Hauptgrund der Charakterlosigkeit des Feuilletons von heute angegeben habe, und man kann täglich Mozart, Meyerbeer und Donizetti, Shakespeare, Dumas, und Ponsard, Rafael und Horace Vernet in einen Farbentopf geworfen sehen. Ich brauche mich wol nicht erst vor dem Vorwurfe zu rechtfertigen, als wünschte ich Einseitigkeit, blinde Ausschließlichkeit in der Kritik vorherrschend, aber ohne leitende Grundsätze, ohne Ideal, ohne bestimmenden Kunstglauben existirt keine Kritik. Der Dilettant mag Eklektiker sein und beim Künstler kann Eklekticismus, wenn er in einer gewaltigen Individualität verarbeitet wird, seine Berechtigung finden — der Kritiker aber muß einer jeden Kunstleistung gerecht werden können, ohne selbst Eklektiker zu sein.

In der heutigen Kritik aber ist Eklekticismus ganz allein herrschend. Die Romantiker haben bloß die bilderreichere Sprache und die Geläufigkeit der paradoxen Aufstellungen beibehalten, und selbst die Legitimisten, welche die reactionären Tendenzen in der Literatur wie in der Politik vertreten, fangen mit wenigen Ausnahmen an, in diese allgemeine Farblosigkeit sich zu vermischen. Diese Erfahrung erklärt sich auch aus der Camaraderie, welche die einzige Seite der schriftstellerischen Solidarität ist, die man noch zu erhalten gesucht. Weil den kritischen Schriftstellern das, was sie treiben, nicht heilig ist, lassen sie sich von Liebesdienst zu Liebesdienst bis zur charakterlosesten Lobhudelei verleiten und es wird ihnen dieses Metier in ihren eignen Augen so verleidet, daß sie selten ein Buch besprechen, sondern stets daneben hertragen, um so das Undankbare ihrer Aufgabe zu mildern.

Ein neues Journal haben wir erlebt, es ist die erste Nummer der Revue

univerfelle von Herrn Vicomte d'Arincourt. Das foll eine legitimiftifche Revue werden, die dem Herrn Vicomte einen Vorwand zur Veröffentlichung feiner abgefchmackten Artikel bieten foll. Ob jedoch eine zweite Nummer diefer Revue erſcheint, iſt noch lange nicht ausgemacht.

Eine neue Schrift von Heine.

Die Revue de deux mondes (13. Sept. 1834) enthält unter dem Titel: Les aveux d'un poëte de la nouvelle Allemagne ein Fragment aus den Lebenserinnerungen dieſes Dichters, die, wie uns in einer Anmerkung mitgetheilt iſt, in der nächſten Zeit bei Hoffmann und Campe erſcheinen und den erſten Band der „Vermiſchten Schriften“ ausmachen ſollen. Der Herausgeber macht über die Stellen, die er nicht mittheilt, die Bemerkung, daß Heine ſeinem Verſprechen, ſeine Zeitgenossen nicht zu ſchwarz zu malen, keineswegs treu geblieben iſt, was ſich übrigens erwarten ließ.

Zierlich genug iſt auch dieſes kleine Fragment wieder geſchrieben, aber wenigſtens auf uns macht jene neue Schrift Heines einen immer widerwärtigern Eindruck. Es ſind nicht allein die Joten, die einige Mal ſehr ſtark auftreten, was uns anſtößig erſcheint, ſondern vor allem die Koketterie mit ſeiner eignen Schwäche. Heine hat dafür geſorgt, daß deutſche Publicum von den Fortſchritten ſeiner Krankheit regelmäßig in Kenntniß zu ſetzen, und ſämmtliche deutſche Touriſten haben ſich beeifert, ihm darin behilflich zu ſein. Auch dieſes Mal theilt er ein Bulletin aus, und zwar erfahren wir dieſes Mal mit einiger Verwunderung, daß es nach der Ausſage ſeiner Aerzte damit nicht ſo ſehr viel auf ſich hat, nur daß es ihn ans Bette feſſelt. Nun iſt es zwar ſehr viel verſtändiger und ſchicklicher über ſeine Hilfsloſigkeit zu ſpötteln als darüber zu jammern, aber es gehört doch eine eigne Freude am Häßlichen dazu, um ohne Aufhören ſeinen guten Freunden ſeine Blößen aufzudecken. Am widerwärtigſten iſt für uns die Art und Weiſe, wie er die Religion in dieſe Krankengeſchichte hineinmiſcht. Er vertheidigt ſich in dem vorliegenden Auffaß gegen die Behauptung, die Gott weiß wer aufgeſtellt hat, als ob er jetzt ein pietiftiſcher Frömmeler oder ein Katholik geworden ſei. Im Gegentheil: wir glauben, daß jeder echte Chriſt über die Art und Weiſe, wie er jetzt mit ſeinem lieben Gott umgeht, viel mehr empört ſein wird als über ſeine frühere Friivolität. Denn den lieben Gott in ſeinen eignen Schmutz herabzuziehen und ihn zu behandeln wie einen Bruder in der Liederlichkeit, iſt gewiß noch viel frecher und ruchloſer als ihn zu leugnen oder ihn zu läſtern.

Wir glauben nicht, daß Heines Religioſität ſich weſentlich geändert hat.

Jene Mischung von französischer Voltairischer Aufklärung und deutscher Romantik, die sich bereits in seinen ersten Jugendgedichten zeigt und über die er selbst ein so klares Bewußtsein hat, ist ihm auch im Alter geblieben. Heute findet Heine eine poetische Seite dieses oder jenes Gottes heraus, gleichviel ob er aus Judäa oder aus Griechenland stammt, dann betet er ihn an, oder er spricht sich gnädig über ihn aus, je nach Gutbefinden. Den andern Tag fallen ihm die lächerlichen Seiten der gewöhnlichen Vorstellungen ein, dann lästert er oder leugnet seine Existenz. Heine hat den Franzosen allerlei schöne Sachen über die Philosophie erzählt, auch über Kant, Fichte u. s. w., aber von dem Gott, den diese gelehrt, hat er nie einen Begriff gehabt; denn es war ein Gott des Gewissens. Heine verstand sehr wohl die Seiten des Göttlichen, welche die Phantastie oder das Gemüth ausschließt, denn er ist nach beiden Richtungen hin eine hochbegabte Natur, aber was Gewissen heißt, davon hat er nie eine Ahnung gehabt. Darum ist ihm unter allen Religionsformen am meisten der Protestantismus verhaßt gewesen, obgleich er zufällig in diese Kirche eingeführt wurde; und er hat bald den heidnischen Göttern, bald den katholischen Heiligen Altäre aufgerichtet. Die neuerdings hervortretende Vorliebe für den Katholicismus nimmt uns daher nicht Wunder. Wohlverstanden, für den Katholicismus aus den Zeiten Leo's X. „Auch ich war in meiner Jugend,“ schreibt er in dem gegenwärtigen Bericht, „von der geheimen und unendlichen Süßigkeit dieser spiritualistischen Poesie berauscht, und das Entzücken des Todes, das darin waltet, erregte in mir zuweilen einen Freudenschauer. Auch ich begeisterte mich damals für die unbefleckte Königin des Himmels und beschrieb in koketten Versen die Legenden ihrer grenzenlosen Barmherzigkeit u. s. w.“ Seine Bestimmung, setzt er hinzu, wäre eigentlich gewesen, ein galanter Abbé zu sein; und wir geben ihm darin vollkommen Recht, und haben auch nichts dagegen, wenn er mit großem Behagen die komische Situation ausmalt, wie er als Papst dem vor ihm knienden Gläubigen seinen Segen erteilt haben würde. Es hat unter den Päpsten so manchen gegeben, der Heines Geistesverwandter war.

Wenn es aber in seinem Gemüthe einmal Ernst wurde, was freilich selten geschah, so war es nicht das griechische Heidenthum, auch nicht der Katholicismus, der seine Seele ausfüllte, sondern die Reminiscenzen der alten jüdischen Religion, in der er erzogen war, und dieses einzige positive Gefühl, so sehr er sich seiner durch Hohn und Spott zu erwehren sucht, ist für uns doch die menschlich achtungswertheste Seite in seinem Wesen. In den Spielen seiner Phantastie konnte er sich ganz mit Recht einen Romantiker nennen, der die Kapuze von sich geworfen (un romantique défroqué), aber im Innersten seines Wesens ist er nie etwas Andres gewesen als Jude, und das rechnen wir ihm zur Ehre an.

Sehr richtig schildert er auch dies Mal sein Verhältniß zu der deutschen Philosophie. „Auch ich gehörte zu jenen frivolen Starkgeistern, die in der Mehrzahl den liberalen großen Herren glichen, welche vor der Revolution die Langeweile ihres eintönigen Hoflebens durch den Reiz neuer subversiver Ideen zu unterbrechen suchten. Aber als ich bemerkte, daß diese Fragen auch in den Kneipen discutirt wurden, wo an die Stelle der Armleuchter und Wachslichter das Talglicht trat, als der Atheismus anfing, nach Talg, Schnaps und Tabak zu riechen, da wurden meine Augen klar und ich entsagte dem Atheismus.“

Diese Darstellung ist vollkommen richtig, wohlgemerkt, wenn man den Vergleich zwischen Heine und den liberalen Seigneurs nicht über diesen einen bestimmten Punkt ausdehnt. Denn sonst hat Heine vom Aristokraten und vom vornehmen Herren nicht das Geringste; er ist ein feiner Kopf, voll der glänzendsten Gaben der Phantasie, aber er ist durch und durch Parvenu, der Mann aus niederen Ständen, der im Handschuh und gezierten Wesen und dergleichen den jungen Herrn nachäfft, die er früher im Laden bedient. Der vornehme Mann wird nicht aufhören, es zu sein, auch in der schlechtesten Kleidung, im schlechtesten Hause, denn vornehm ist, wer fest und sicher auf sich selbst ruht.

Höchst ergötzlich ist auch die Art und Weise, wie er seine aristokratische Gesinnung dem Schneider Weiting gegenüber entfaltet. Dieser erzürnt ihn zunächst dadurch, daß er ihn als seinesgleichen behandelt; dann aber setzt er ihn durch das Geständniß außer Fassung, er habe früher im Gefängniß gesessen und zwar an Ketten. Da geht der feine Mann in sich und kommt zu der Erkenntniß, daß man mit solchen Halunken nicht umgehen dürfe. Wohlgefällig bemerkt er dazu, daß doch ein seltsamer Widerspruch in seinem Wesen wäre. Er habe doch die Ketten von den Händen des Schneider Johann Bockhold und die Zangen, mit denen man ihn gewickt, geküßt und als Reliquien verehrt; aber mit dem lebendigen Schneider, der an Ketten gelegen, habe er nichts zu thun haben wollen. Dieser Widerspruch mag noch hingehen, denn ein Romantiker hat seine Einbildungskraft anderwärts als seinen Verstand und sein Herz; aber ein anderer viel näher liegender Widerspruch ist ihm entgangen. Eine Seite vorher erzählt er von einem preussischen Regierungsrath, der auch das Schicksal Weittings getheilt, und hier stellt sich keine Spur von jenem aristokratischen Widerwillen ein. Also ist es nicht der politische Verbrecher, der seine Phantasie unangenehm berührt, sondern der Schneider. Dagegen wäre an sich nichts zu sagen, wenn er es offen ausspräche; aber für den Leser, dessen Phantasie beim Gefängniß zunächst an Diebstahl, Mord und Raub denkt, vielleicht auch für seine eigne Phantasie, stellt er es so dar, als habe die Ideenassociation mit Diebstahl u. dergl., ihn abgeschreckt, und das ist eine von

den Geisteswendungen, die uns Heines Erscheinung trotz aller Achtung vor seinem Talent gradezu unerträglich machen.

Abgesehen von diesen unangenehmen Stellen sind wieder, wie sich bei Heine erwarten läßt, einzelne allerliebste Einfälle darin. Am besten hat uns die Erzählung von dem französischen Küster gefallen, der ihm die Legende vom heiligen Dionysius erzählt. Der böse Heidenkönig hatte ihn enthaupten lassen, was ihn aber keineswegs abhielt, mit dem Kopf in der Hand von Paris nach Saint-Denis zu laufen, um sich dort begraben zu lassen und dem Ort seinen Namen zu geben. „Wenn man die Entfernung bedenkt, so muß man sich verwundern, daß jemand ohne Kopf soweit habe zu Fuß gehen können; indessen in solchen Fällen il n'y a que le premier cas qui coûte.“ —

In demselben Hefte ist ein Artikel über die poetische Schule Shelleys in England, von Arthur Dudley, bei Gelegenheit der Besprechung einiger jüngeren Dichter, Mathew Arnold, Alexander Smith und Julian Jane. Wir stimmen vollständig mit der Ansicht überein, daß der Einfluß Shelleys und der deutschen Dichter von ähnlicher Richtung sich in der jungenglischen Poesie immer weiter ausdehnt, wir haben aber darüber die entgegengesetzte Empfindung, wir halten es für ein Unglück. Ein großes Talent wird Shelley niemand absprechen; aber kein Dichter war so wenig englisch, so entgegengesetzt dem gesunden Menschenverstand und dem natürlichen Gefühl des Volks. Die Ansichten, die sein Verehrer über andere Dichter entwickelt, namentlich über Byron, den er tief unter Shelley stellt, sind wahrhaft erstaunlich. — Ein anderer Artikel von Gustave Planche über Prosper Mérimée entwickelt logisch und correct, aber in der bekannten trocknen und monotonen Manier dieses Kritikers, die nachgrade etwas sehr Ermüdendes hat, die großen Vorzüge dieses im Verhältnis zu seiner Zeit noch immer nicht genug gewürdigten Dichters, namentlich seine Naturwahrheit und künstlerische Mäßigung auch bei extravaganten Stoffen.

Nebenbei müssen wir eine Bemerkung machen, die sich zum Theil auf den vorstehenden Bericht unsres Correspondenten über die Pariser Journalisten bezieht. Was die localen Berühmtheiten betrifft, von denen er uns nächstens ein ausführlicheres Bild zu geben versprochen hat, so haben wir darüber natürlich kein Urtheil. Wenn er aber seine Verdammung über die wirklichen Kritiker Frankreichs ausdehnen, und diese unter ihre Kollegen in Deutschland und unter ihre poetischen Landsleute stellen wollte, so könnten wir dieser Ansicht nicht beipflichten. Wir finden in der *Revue de deux mondes* unter den Kritikern, namentlich unter denen, die sich mit der englischen Poesie beschäftigen, einen ganz entschiedenen Fortschritt zum Bessern, ein ernstes und energisches Bestreben, Principien festzustellen und dabei ein gebildetes, nach allen Seiten gerechtes Urtheil zu wagen. Die heutige französische Prosa ist sehr viel besser, als die Prosa, die vor zwanzig Jahren geschrieben wurde, sie ist männlicher, gesinnungsvoller und gebildeter.

Von der Poesie kann man das nicht behaupten, namentlich dürfte unter den Schöpfungen der letzten zehn Jahre keine einzige sein, der man ein längeres als ephemeres Dasein versprechen könnte. Ein solches Uebergewicht der Prosa über die Poesie ist zwar nicht unter allen Umständen normal, für eine Uebergangszeit aber können wir es uns wohl gefallen lassen, denn es kommt jetzt vor allen Dingen darauf an, aus der chaotischen Ideenverwirrung des Jahrhunderts wieder jenes allgemeingiltige Urtheil herzustellen, welches den gesunden Menschenverstand der Nation ausdrückt, und darauf hinzuwirken, möchte die Prosa geeigneter sein als die Poesie. —

Ein Wort zur politischen Situation.

Schon kam von allen Seiten die frohe Botschaft der Eroberung von Sebastopol. Sie scheint zwar noch verfrüht zu sein, aber die Umstände, über die wir genaue Nachricht haben, sind doch von der Art, daß sich an dem schnellen und entscheidenden Erfolg kaum mehr zweifeln läßt. Es dürfte dies das wichtigste Ereigniß sein, welches in Europa seit dem Jahre 1815 eingetreten ist, denn die Revolutionen, die dazwischenliegen, hatten nur eine ephemere Wirkung, während die offenbar gewordene Hohlheit der russischen Macht und die factisch festgestellte Verbrüderung zwischen Engländern und Franzosen als ein welthistorisches Ereigniß von ganz unberechenbarer Tragweite aufzufassen sind. Unzweifelhaft wird es zunächst auch auf die Stellung der übrigen Mächte seinen Einfluß haben.

Daß unter diesen Umständen das Bündniß zwischen Oestreich und Preußen in der alten Form als nicht mehr gültig betrachtet wird, ist an sich noch nicht geeignet, die günstige Lage der deutschen Mächte zu verderben. Es kommt darauf an, einen neuen Vertrag zu schließen, der günstiger und zweckmäßiger ist als der alte. Oestreich, Preußen und Deutschland können an dem Kampfe gegen Rußland in einer Weise theilnehmen, die für den Ausgang des Krieges entscheidend ist. Es ist billig, daß sie sich dabei überlegen, auf was für einen Gewinn sie bei diesem großen Einsatz zu rechnen haben.

Es liegt im Interesse Oestreichs, die Donaumündungen zu beherrschen, es liegt im Interesse Preußens, eine feste Position an der Ost- und Nordsee zu haben. Das eine kann nur durch den Besitz der Donaufürstenthümer, das andere nur durch den Besitz von Schleswig-Holstein geschehen. Es liegt ferner im Interesse des gesammten Deutschlands, daß Oestreich und Preußen diese Eroberungen machen. Denn abgesehen von dem Interesse, das wir für unsre deutschen Stammesverwandten in Schleswig-Holstein haben, würde der Besitz